

# Lea Coplin

ROMAN

NICHTS ZU  
VERLIEREN.  
AUSSER  
UNS.



dtv  
DIGITAL

Ich stecke das Handy zurück in die Jackentasche, überlege es mir anders, ziehe es noch mal hervor und schalte es aus. Diese Unterhaltung hier hat kein bisschen geholfen – wobei oder wogegen auch immer. Fest steht nur, dass ich mir für meine Mutter eine bessere Ausrede einfallen lassen muss als diesen Sommerkurs, selbst wenn sie keine Ahnung davon hat, wann wo die Semester beginnen und die Sommerpausen vorbei sind.

Dieses Gespräch werde ich verschieben. Eine Schimpftirade pro Tag reicht völlig aus. Also löse ich mich von dem Anblick Edinburghs, stehe auf und mache mich auf den Weg, den Hügel hinunter.

Der gestern erworbene Kater hält sich nach wie vor tapfer und bringt zudem einen überzogenen Hunger auf fettiges, furchtbares Zeug mit sich. Nach den Eiern, die ich vermutlich noch nicht einmal verdaut habe, gelüstet es mich nach einem Burger mit Pommes, Majo, allem Drum und Dran. Also steuere ich das nächste Pub an. Die Kneipe heißt *World's End*, was mir irgendwie passend vorkommt, und dort vertilge ich eine mehr oder weniger apokalyptische Mahlzeit und studiere währenddessen den Stadtplan, den mir der Hotelportier in die Hand gedrückt hat.

So wie es aussieht, befinde ich mich auf der High Street, die wiederum zu den Straßenzügen gehört, die zusammen die Royal Mile ergeben. Sie endet auf der einen Seite am Holyrood Palace, der Residenz der britischen Königin, am anderen Ende beim Edinburgh Castle.

Ich schlage diesen Weg ein, als ich das *World's End* verlasse. Wieder einmal hat das Wetter umgeschlagen und ich spaziere bei strahlendem Sonnenschein an bunten Läden, verrußten Gebäuden und steinalten Kirchen vorbei. Ein Dudelsackspieler im Schottenrock hat sich unter einem der wenigen Bäume positioniert und leiert die typisch gälischen Melodien heraus. Einige Minuten lang bleibe ich stehen, dann werfe ich ein paar Münzen in seinen Instrumentenkoffer und schlendere weiter.

Jemand spielt Akkordeon. Gerade sind die nasalen Töne des Dudelsacks verklungen, steht an der nächsten Ecke schon der nächste Straßenmusiker bereit. Oder die nächste Musikerin. Ich bin schon fast an ihr vorbei, als mir die Stimme auffällt. Das ist ... ich bleibe stehen. Ich habe sie erst ein Mal sprechen hören und erkenne sie doch sofort wieder. Rau und dunkel, viel zu knarzig für eine winzige Kratzbürste mit eisblauen Augen.

Eine Mensentraube hat sich um sie versammelt, und über die Köpfe hinweg gelingt es mir, einen Blick auf sie zu werfen. Sie sieht haargenau so aus wie die kleine Zicke, die mich am Flughafen über den Haufen gerannt hat, nur steckt sie diesmal in noch verwegeneren Klamotten: Ihre klobigen Treter hat sie gegen Schnürschühchen getauscht, dazu trägt sie rot karierte Strumpfhosen und ein grünes Minikleid mit Kapuze, soweit ich das von hier aus erkennen kann. Die Frisur ist die gleiche, ein Turm aus mehreren geflochtenen Zöpfen, der

aus ihrem Kopf ein Vogelnest formt.

Ich zünde mir eine Zigarette an und betrachte sie stirnrunzelnd. Ja, es ist ihre Stimme – rauchig, kratzig, bla – aber irgendwie ist sie es wieder nicht, denn das Lied verleiht ihr einen ungewöhnlichen Grad an Sentimentalität. Wenn sie singt, wirkt sie zerbrechlich, fragil wie der Kringel, der sich aus Zigarettenrauch formen lässt.

Irgendwoher kenne ich den Song, aber sicher nicht aus dem Radio. Das ist eine Nummer, die einem Mütter vorsingen, während sie in der Küche stehen und Brei zubereiten – oder Haushälterinnen, wie in meinem Fall. Er handelt davon, dass die Jugend viel zu schnell an einem vorbeirauscht, dass man denkt, die Welt gehöre einem und man habe das Leben noch vor sich, aber nicht doch – eines Tages sieht man in den Spiegel und fragt sich, wer die einsame, alte Person sein soll, die einem da entgegenstiert. Ich schicke einen der besagten Rauchkringel in die Luft und fange mir damit den entrüsteten Blick der älteren Dame neben mir ein, doch meine Gedanken sind bei dem Mädchen. Was für eine Songauswahl, denke ich. Wie alt mag die Kleine sein? Achtzehn? Vielleicht siebzehn, womöglich neunzehn, in jedem Fall viel zu jung, um solche betagten Schmonzetten von sich zu geben.

Ich beschließe, das nächste Lied abzuwarten, und zünde mir eine weitere Zigarette an, sehr zum Verdruss meiner Mitzuhörerin. Ich rutsche ein Stück von ihr ab und verstecke mich gleichzeitig hinter einem breitschultrigen Typen mit Rastalocken, darauf bedacht, dass Zopfmädchen mich nicht sieht, doch die schwebt ohnehin in anderen Sphären. Die meiste Zeit sind ihre Augen geschlossen. Wenn sie sie öffnet, liegt ein Glanz darin, der mich tatsächlich für einen Moment vergessen lässt, was für eine Zicke sie ist. Der letzte Ton des Songs ist noch nicht verklungen, da geht sie schon in den nächsten über. Sie beginnt zu singen, sanfter als zuvor, ein Lied, das ich noch nie gehört habe und das mir einen Schauer über den Rücken jagt. Ich bin so verblüfft über die Wandelbarkeit ihrer Stimme, dass die Zigarette zwischen meinen Fingern verglüht und ich mich fast verbrenne. Wenigstens rüttelt mich das aus meinem tranceartigen Zustand. Ich werfe einen letzten Blick auf das Mädchen, auf ihr anderes, verletzliches, ungeschminktes Gesicht, dann drehe ich mich um und eile in Richtung Castle davon.

## Lina

Die Schotten erweisen sich als ziemlich großzügig, das lässt sich nicht anders sagen. 74 Pfund in zwei Stunden, die ich an unterschiedlichen Ecken der Royal Mile erspielt habe, das soll mir erst mal jemand nachmachen. Wenn ich noch ein bis zwei Stunden dranhänge, komme ich womöglich auf einen Tagessatz von 150 Pfund, erarbeitet in maximal vier Stunden und damit allemal besser als die Supermarktkasse. Allerdings ... Ich beiße mir auf die Lippen. Abzüglich des Flugs, der Übernachtungen, des überteuerten Essens ... Seufzend stopfe ich die Münzen und Scheine in einen Strumpf und schließe das Geld im Spind ein. Es wäre besser gewesen, in Berlin zu bleiben, schelte ich mich in Gedanken, zum zwanzigsten Mal. Es wäre billiger gewesen. Bei irgendwem wäre ich schon untergekommen, ich hätte weniger Ausgaben und mehr Einnahmen gehabt und – Scheiße. Ich wäre immer noch in ihrer Nähe gewesen, immer noch die Alte. Und ich brauchte diesen Abstand, ich brauche ihn einfach. Was aber braucht Robin? Jemanden, der ihn aus diesem beknackten Heim holt. Der ihm ein Zuhause bietet. Eines, wo er nicht unerwünscht und eine Last ist. Das ist das Ziel. Und wenn es eine Schnapsidee war hierherzukommen, dann werde ich das eben über kurz oder lang korrigieren müssen. Irgendwann muss sie mich zu ihm lassen. Sie kann ihn nicht auf ewige Zeiten vor mir abschirmen, das darf sie nicht. Oder darf sie das?

Ich lasse mich auf mein Bett fallen und schließe die Augen. Unglaublich, dass ich bereits nach einem Tag Edinburgh Zweifel an dem habe, was ich tue. Das ist so typisch für mich. Entscheidungen treffen war nie das Problem, damit glücklich werden schon. Immer noch besser, als bei ihr zu sein, denke ich. Meine Mutter mit ihren Lügen und Plattitüden und Ausflüchten und Jammereien. Ich habe eine so grenzenlose Wut auf sie, ich habe keine Worte dafür. Und dann ihr Typ – mir wird schlecht, wenn ich nur an ihn denke. Ganz abgesehen davon, dass Robin nicht in diesem Heim versauern kann, bis ich ein Studium abgeschlossen habe, um richtig Geld zu verdienen, also muss es eben so gehen. Ein Auftritt wäre gut, denke ich. Ein echter – vielleicht in einem Pub? Ich setze mich auf und krame mein Notizbuch hervor. Da war ein Gedanke, vorhin, auf dem Weg zurück ins Backpackers ... Ich kaue auf dem Ende meines Stifts herum.

*I used to think I'm ruthless, like a conquerer on a quest  
To sail the seven seas of doom and never really rest  
I do not ask for guidance, there's no one else to care  
No one here to stop me, neither here nor there*

Während ich schreibe, fällt mir ein, dass ich mir einbilde, den Typen vom Flughafen unter den Zuschauern gesehen zu haben, aber ich bin mir nicht sicher. Wieso sollte ausgerechnet er stehen bleiben und meinen Liedern zuhören? Ich spüre, wie sich meine Kehle verschließt bei dem Gedanken daran, denn er gefällt mir nicht. Nicht ein bisschen.

## Max

Als ich am Nachmittag ins Hotel komme, sitzt das kleine Mädchen in der Lobby. Olivia. So hieß sie, glaube ich. Sie versinkt beinahe in dem tiefen Ohrensessel vorm Kamin, ihre Beine so kurz, dass sie nicht einmal einen Hocker braucht, um ihren Gips hochzulegen. Ich sehe auf meinem Handy nach der Uhrzeit. Es ist gleich fünf. War sie etwa den ganzen Tag hier? Ich bin schon beinahe an ihr vorbei, auf dem Weg zum Rezeptionstresen, um meinen Schlüssel abzuholen, als sie meinen Namen ruft.

»Olivia!« Sofort schaltet sich der Portier ein. »Was haben wir ausgemacht? Du bleibst ganz still, sonst musst du hinten im Büro warten. Du brüllst nicht das ganze Haus zusammen und du rufst nicht den Gästen hinterher.«

Olivia verdreht die Augen, grinst mich an und ... ich weiß auch nicht. Meine Laune hebt sich. Vielleicht ist es so einfach. Also sage ich: »Schon in Ordnung, wir kennen uns«, bevor ich zu ihr hinübergehe und mich in den Sessel neben ihren fallen lasse.

»Olivia. Wie war dein Tag?«

Sie kichert, während sie in ihrem Stuhl herumzappelt, um sich aufrechter hinzusetzen. »Langweilig«, erwidert sie schließlich fröhlich. »Wie war deiner?«

Ich zucke mit den Schultern. »Ereignislos, würde ich sagen.«

Erneut kichert sie und ich lächle sie an. »Immer noch den Fuß ruhig halten?«

»Uuugh«, macht sie.

»Tut es denn weh, wenn du ihn *nicht* ruhig hältst?«

»Nur manchmal. Nicht so schlimm, wie Granny meint.«

»Bist du den ganzen Tag über hier gewesen?«

»Die im Krankenhaus haben gesagt, ich darf nicht dort warten, bis sie fertig ist mit arbeiten, also hat sie mich hiergelassen.« Sie beugt sich zu mir herüber und bedeutet mit ihrem Finger, dass ich ihrem Beispiel folgen soll. »Ich muss ganz leise sein«, flüstert sie mir schließlich zu. »Sonst werfen sie mich raus und Granny weiß nicht, wo sie mich dann hinbringen soll. Sie sagt, man kann mich unmöglich allein zu Hause lassen.« Wieder grinst sie und diesmal muss ich lachen.